



Er. 51. Gratisbeilage zur Oberschl. Volksstimme, Beuthener Volkszeitung, Kattowitzer Volkszeitung. Sonntag, d. 4. August

Elfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium. Marcus 7, 31—37.

In jener Zeit verließ Jesus das Gebiet von Tyrus und Sidon nach dem Meere von Galiläa mitten durch das Gebiet der Zehnstädte. Da brachten sie ihm einen Taubstummen und baten ihn, er möge ihm die Hand auflegen. Und er nahm ihn vom Volke weg beiseite, legte seine Finger in die Ohren desselben und berührte seine Zunge mit Speichel. Dann blickte er zum Himmel empor, seufzte und sprach zu ihm: „Effeta (d. h. öffne dich)!“ Und sogleich öffneten sich seine Ohren, das Band seiner Zunge ward gelöst, und er konnte richtig sprechen. Und Jesus verbot ihnen, es jemand zu sagen. Aber je mehr er es ihnen verbot, desto mehr machten sie es bekannt, und um so mehr erstaunte man und sprach: „Alles hat er gut gemacht; den Tauben gibt er das Gehör und den Stummen die Sprache.“

Zum Evangelium.

„Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“ An dieses Wort des Psalmisten erinnert uns heute das Evangelium des hl. Markus. Einen armen Taubstummen hatte man zum göttlichen Heiland hingebraht. Vergebens, wir dürfen es annehmen, hatte schon mancher an ihm seine Kunst versucht. Erreicht hatte man nichts. Um das ganze Elend des armen Mannes zu erfassen, dürfen wir uns nicht etwa an die Lage eines Taubstummen in unseren Tagen erinnern, wir müssen uns vielmehr zurückversetzen in die damalige Zeit. Heute geschieht ja auch für diese Kranken viel, um sie geistig so gut wie möglich auszubilden, um sie sittlich zu heben und zu veredeln und ihnen ihr hartes Los zu erleichtern. Edle Menschen haben nachgedacht und haben allmählich die Kunst gelernt den Taubstummen, die nicht hören, sich verständlich zu machen, nicht nur durch Gebärden- und Fingersprache, sondern durch Ablesen des Gesprochenen vom Munde. Und weiter haben sie dann die Taubstummen, deren Sprachorgane in Ordnung sind, die nur deshalb nicht sprechen lernen konnten, weil sie nicht hören (stumm infolge Taubheit, d. i. taubstumm) sprechen gelehrt. Es ist ihnen gelungen, den Zugang zur Seele dieser Armen zu finden, ihnen Begriffe beizubringen und ihren Geist zu entwickeln, ja sogar sie instand zu setzen, sich zu unterhalten mit anderen Menschen, mit gesunden und taubstummen. In unserem deutschen Vaterlande allein gibt es heute 88 Anstalten mit nahezu 800 Lehrern und 7000 taubstummen Schülern, und in ganz Europa zählt man 400 Anstalten mit über 21 000 Böglingen.

Wie viel trauriger war das in den alten Zeiten. Da hielt man es für unmöglich, sich einem taubstummen Menschen verständlich zu machen. Deshalb gab man sich nach der Richtung überhaupt keine Mühe, etwas zu erreichen. Als körperlicher und

geistiger Krüppel, allen Menschen und sich selbst zur Last, schleppte so ein armer Mensch sein elendes Dasein dahin, bis ihn der Tod davon befreite. Doch nun war die Zeit gekommen, wo nach des Propheten Wort: „Tauben hören und Stumme reden“. Der Heiland hatte Mitleid auch mit den Allerärmsten, und so fiel ein kräftiger Sonnenstrahl seiner Liebe auch auf das so dunkle Dasein unseres Kranken. Er wurde wunderbar geheilt. Staunen ergriff darob die Menge. „Sie lobten Gott.“

Warum legt uns die Kirche diese wunderbare Begebenheit Jahr für Jahr immer wieder zur Betrachtung vor? Um es uns zum Bewußtsein zu bringen, daß wir, übernatürlich betrachtet, dem armen Taubstummen alle mehr oder weniger ähnlich sind. Wir sind taub, d. h. wir sind unfähig, die übernatürlichen Wahrheiten des Glaubens nicht nur äußerlich zu hören, sondern auch mit übernatürlichem Verständnis in die Seele aufzunehmen und aus dem Glauben an dieselben zu leben. Und wir sind stumm, d. h. wir sind unfähig, dieselben zur Ehre Gottes und zum Heile unserer Seele zu bekennen. Christus allein ist imstande, uns durch seine allmächtige Gnade das geistige Gehör und die geistige Sprache zu verleihen. Er tut das namentlich im Sakramente der Wiedergeburt aus dem heiligen Geiste. Deshalb wendet auch die Kirche tief bedeutsam bei feierlicher Spendung der heiligen Taufe ähnliche Zeremonien an, wie bei unserem Wunder.

Was ist doch der Mensch, wenn Gottes Erbarmen ihn nicht aufnimmt. Taub und stumm für das übernatürliche Leben, ist er unfähig, die wahren, die göttlichen Güter anzustreben, wie nahe sie ihm auch sind. Die Zerstreuungen des Alltagslebens lassen ihn oft nicht einmal sein eigenes Sündeneleud fühlen und erkennen. Da legt der Herr seine segnende Hand auf ihn und führt ihn abseits von der Heerstraße und von der Unruhe des Lebens. Leiden und Fügungen mannigfacher Art bringen den Armen zur Besinnung. Er fragt: Wer bin ich? Wohin gehe ich? In sein Ohr legt der Allmächtige den eigenen Finger, und mit wachsendem Glauben hört das Geschöpf auf die Weisheitsworte seines Schöpfers und Erlösers. Seine Zunge wird berührt von der Kraft des Allerhöchsten, daß es erst lallend, dann deutlich vernehmbar spricht: Vater unser, der du bist im Himmel! . . . Endlich ruft Jesus mit Macht in die Seele hinein: Effeta! (Tue dich auf!) „Da hebt die Erde vor dem Blicke des Ewigen, der Fels wird verwandelt in flutende Wasser und der Riesel gestaltet zu strömenden Quellen.“ Durch das sichtbare Zeichen seiner Sakramente hat der göttliche Erlöser einen der Taubstummen, ja der tot war für seinen ewigen Gott, zu neuem, übernatürlichem Leben wunderbar erweckt. Im Innern des Ueberglücklichen ist jetzt eine Quelle lebendigen Wassers eröffnet, das da forströmt ins ewige Leben.

Darob preisen wir den Heiland: „Er hat alles wohl gemacht!“ Aber wir beherzigen auch das Wort, das der heilige Paulus in der Epistel spricht: „Durch die Gnade Gottes da

ich, was ich bin, — seine Gnade ist mir nicht unwirksam gewesen.“ Wenn wir etwas sind in den Augen des allmächtigen und allheiligen Gottes, dann danken wir es seiner übernatürlichen Gnade. Besitzen wir diese Gnade? Sie ist ein unschätzbbares Kapital, das wir, wie der Völkerapostel, in reicher, gottgefälliger Wirksamkeit fruchtbar machen müssen.

Wo sollen unsere Helden ruhen?

Viele Tausende unserer Helden haben ihren Angehörigen gegenüber den Wunsch ausgesprochen, dort begraben zu werden, wo das feindliche Geschloß sie gesäht hat. Wir wissen von zwei deutschen Prinzen, daß sie bei ihren Kriegskameraden ruhen wollten und nun auch ruhen: Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen und Prinz Heinrich XLVI. Reuß, die beide vor ihrem Heldentode ärgerten, daß sie keine Ueberführung ihrer Leichen in die Erbgruft daheim wollten. Wo sie gefallen, da liegen sie begraben, Seite an Seite mit denen, die das gleiche Geschick tragen wie sie.

Vor einiger Zeit geschah es, daß die Angehörigen eines Gefallenen an den Ort seines Heldentodes kamen, um die Ueberführung der Leiche in die Heimat in die Wege zu leiten. Nun waren die Toten in drei Gräber nahe beieinander gelegt worden. Das erste wurde geöffnet; aber in den Ueberresten der Leichenteile glaubten die Angehörigen ihren Sohn nicht erkennen zu können. Das zweite wurde geöffnet, der Erfolg war derselbe; und ebenso erging es dann bei Oeffnung des dritten Grabes. Es ist ja auch ganz selbstverständlich, daß sein Wiedererkennen oft geradezu unmöglich ist.

Wieviel tausendmal besser wäre es gewesen, wenn die Angehörigen gar nicht erst den Versuch gemacht hätten, die Leiche heimzuholen! Wie unschön ist es, die letzte Ruhe der Gefallenen zu stören! Wie herzlos kann es erscheinen, wenn die Söhne wohlhabender Familien ins Vaterland gebracht werden, während die Toten der Armen, denen die Mittel zur Ueberführung der Leiche fehlen, draußen gelassen werden! Und ein wieviel schöneres Bild des Toten tragen diejenigen im Herzen, die ihn zum letzten Male in seiner ganzen Manneskraft vor sich gesehen haben, als diejenigen, denen das Andenken an den blühenden Sohn durch den Anblick eines vielleicht arg zerschossenen und unkenntlich gemachten Toten entstellt wird!

Es ist eine schöne Bezeichnung, wenn von einem Mann, der für sein Vaterland den Heldentod erlitten hat, gesagt wird: Er ist im Feindesland geblieben. In dieser Bezeichnung liegt nicht nur, daß er nicht zurückgekommen ist, daß ihn dort, wohin ihn der Ruf des Vaterlandes zur Abwehr feindlichen Ansturms stellte, der Tod ereilt hat; darin liegt ebenso, daß er dort, wo er fiel, seine letzte Ruhestätte fand.

Darum ihr, die ihr dem Vaterlande Mann oder Sohn, Vater oder Bruder geopfert habt: laßt ihn schlafen, wo er gefallen ist! Entweicht nicht sein und seiner Kameraden Grabesruhe; und wißt, daß ihr den Toten mehr ehrt, wenn ihr ihn inmitten seiner Waffengefährten ruhen laßt, als wenn ihr seine sterblichen Ueberreste in die Heimat holt.

Wer ist Christ?

Von Pater Honorius.

Unser heiliger Name — Christen — hat seinen Ursprung in dem heiligsten und höchsten Herrn und Schöpfer eines neuen Lebens, — in Jesus Christus. Christus, der ewige König der erlösten Menschheit, ist unser Oberhaupt; wir verehren und beten ihn an als unseren Gott und Herrn, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden. Er, der ersohnte Erlöser, ist der Sohn Gottes von Ewigkeit, der sich in der Zeiten Fülle mit der Menschheit bekeidete, um die sündbesteckte Erde mit dem Himmel wieder zu versöhnen und ungetrennlich zu vereinigen, um dem unruhigen Gemüte des Menschen wieder die selige Ruhe in Gott zu verleihen, und alle, die an ihn glauben, schon hienieden in Hoffnung selig zu machen. Dieser Glaube an Jesus Christus, den göttlichen Erlöser, ist das erste Kennzeichen des wahren Christen. Der wahre Christ ruft mit dem hl. Petrus seinem göttlichen Herrn und Heilande mit unerschütterlicher Ueberzeugung aus vollem Herzen zu: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes! Er ruft mit Thomas, im vollen Glauben empfängt er von seinem göttlichen Heilande den seligsten Trost und die himmlische Beruhigung des Herzens; denn selig preist der Herr jene, die nicht sehen und doch glauben. Ja, selig alle, die an Jesus Christus, den Gott-Menschen, glauben, ohne ihn gesehen zu haben! Wenn sie aber in diesem Glauben beharren, so werden sie sich freuen mit unaussprechlicher und herrlicher Freude, indem sie das Ziel ihres Glaubens, der Seelen Seligkeit, davon tragen.

Der wahre Christ erkennt Jesus Christum auch als seinen einzigen und heiligsten Lehrer. Jesus Christus ist ihm der Weg, die Wahrheit und das Leben. Seine Lehren und Aussprüche, seine Vorschriften und Anordnungen sind dem wahren Christen die einzigen, heiligsten und unverletzlichen. Und weil ihm in Jesus die ewige Wahrheit aufgegangen ist, so bestrebt er sich auch nach allen Kräften, in diese himmlische Lehre immer tiefer einzudringen, sie in ihrer ganzen segensreichen und befruchtenden Wirksamkeit kennen zu lernen. Er öffnet willig und aufmerksam sein lernbegieriges Herz und hört, wie einst Maria, zu den Füßen seines heiligsten Lehrers die Worte des ewigen Lebens spricht. Er nimmt sie mit Freuden auf und bewahrt sie als sein höchstes Gut, damit sie Frucht bringen hundertfältig.

Dem wahren Christen ist Jesus Christus das höchste, edelste und heiligste Vorbild, das er in allen Stücken nachzuahmen sich ernstlich anlegen sein läßt. Und eben diese Nachahmung des Beispiels Jesu, das er uns in seinem heiligen Leben gegeben hat, ist ein anderes sicheres Kennzeichen unseres wahren und innigen Christentums. Die Welt hat viele und große Lehren vor Jesus Christus gesehen und so manche wichtige und herrliche Wahrheiten und Lehren bernommen. Aber was sind diese Lehren gegen Jesu Lehren und Vorschriften? Und was ist das Leben jener Lehrer gegen das Leben Jesu? In ihm sah die erniedrigte Menschheit (die aber in sich den unvertilgbaren Trieb fühlte, nach der verlorenen Menschenwürde, nach Gottähnlichkeit zu streben) das vollkommenste und höchste Vorbild. Und dieses fehlte ihr noch. Sie suchte vor ihren Augen die heiligste Lehre mit dem reinsten und heiligsten Leben vereinigt sehen. In Jesus aber sieht jeder Mensch die ewige Wahrheit in unzertrennlichen Bunde mit dem wirklichen Leben. Denn was er lehrte, was sein göttlicher Mund aussprach, das stellte er auch in seinem heiligen und segensreichen Leben dar; und so ist er das vollkommenste Vorbild für uns alle. Auf dieses höchste Vorbild richtet auch der wahre Christ in seinem ganzem Leben aufmerksam seine Blicke. Er bestrebt sich, Jesu in allen Stücken ähnlich zu werden; er schließt sein Leben in Jesu heiliges Leben ein; er wandelt auf seinen Wegen, er geht ihm nach im Leben und im Tode. Sein Leben, sein Tun und Lassen ist Wahrheit, ist vollkommenes Christentum, so wie es Jesus Christus in seiner Lehre und in seinem Leben geoffenbart hat.

Und des wahren Christen stetes Mühen und Streben, Jesu ähnlich zu werden, sein fortwährendes Ringen und Kämpfen erhält immer einen neuen Aufschwung und neue Kraft, wenn er hinsieht auf jene christlichen Wahrheitshelden, auf die Millionen, die vor ihm in Jesu Fußstapfen getreten sind, die er auf der christlichen Tugendhöhe erblickt, nach der wir unerläßlich streben sollen. Das Christentum ist ja auch für uns alle von Himmel auf die Erde verpflanzt worden; es ist unserer menschlichen Natur so angemessen; wir können alles durch die Gnade Gottes vollbringen, was uns in unserer herrlichen Religion vorgeschrieben ist. Es ist dieses keine schwere Bürde, es ist kein unerträgliches Joch; und der wahre Christ hat die feste Ueberzeugung aus Erfahrung gewonnen, wie Jesu Bürde leicht und sein Joch süß sei. Darum geht er getrost und freudig auf Jesu Wegen fort, kämpft, duldet und leidet mit seinem göttlichen Erlöser; denn er weiß, daß er nach kurzer Kampf- und Leidenszeit ewig mit seinem heiligen Vorbilde, mit Jesus Christus verherrlicht werden.

So ist der wahre Christ in der innigsten Verbindung mit Christus. Er hält sich treu an ihn und besiegt im Glauben an ihn die Welt. Denn dieser Glaube an Jesus Christus ist der Sieg über die Welt.

Aus der Weltweisheit.

Religion.

Die Religion ist die beste Führerin durch das Leben, die beste Leiterin in frohen Tagen, die beste Trösterin im Unglück. Der Grund aller Religion ist: feste, unerschütterliche Ueberzeugung von dem Dasein Gottes, von seiner Vorsehung, von den hohen, alles überwiegenden Werten der Tugend, von der Unsterblichkeit unseres Wesens, von der Vergeltung nach dem Tode für unser Leben hier auf der Erde.

Joh. Volfr. Seume. „Pflichten- und Sittenbuch für Landleute“.

Ohne Religion wäre der Rückfall in die Barbarei unvermeidlich.

Der hochliberale Professor der Nationalökonomie Emile de Labeley.